

IM SPIEGEL DER ZEIT

Dämonen und Wunder

Ein Seelsorger meditiert

Wo ist mein Schlüssel? – Ich muß ihn verlegt haben und suche ihn hier und dort. Er ist fort. Als ich später ein Buch vom Tisch nehme, stelle ich fest: Da liegt er ja! – Ich denke, daß wohl viele schon eine ähnliche Erfahrung gemacht haben.

Ob ein derart unkonzentriertes Verhalten zuweilen auch sagen will: Du bist keineswegs zufällig in Gedanken woanders, du hast vielmehr Träume oder sogar wesentliche Bedürfnisse, die sich gewissermaßen „zu Wort melden“!? Zu lange vernachlässigt, können sie uns jedenfalls blockieren, ja vielleicht krank machen. „Tausend Teller könnte ich zerschlagen“, meinte zum Beispiel eine Frau, als ihr bewußt wurde, daß ihre Krebserkrankung möglicherweise etwas mit jahrelangem Ignorieren von Unbehagen und der Unterdrückung einer Partnerkrise zu tun habe, und daß in ihrem Leben vielleicht das Wort zutreffe: „Wo der Mund schweigt, schreien oft die Organe“.¹

Katastrophische Erwartungen

In der Seelsorge kommen Rat-Suchende gar nicht so selten auf ein solches „Schlüsselerlebnis“ zu sprechen. So erzählte eine andere Frau, ihr ungelöstes Problem sei, sie könne nie richtig „nein“ sagen, sie lasse sich ausnützen und in einen Dauerstreß treiben, bis sie, wieder am Boden liegend, alles kurz und klein schlagen möchte. Daß sie es allen recht machen will, verrät meines Erachtens eine tiefere Verunsicherung, vielleicht sogar Selbstablehnung. Und sie erinnert sich gut, daß sie, dreizehn Jahre alt, operiert wurde, und eine Mitpatientin sie, die noch nicht ganz aus der Narkose erwacht war, sagen hörte: „Himmelvater hol’ mich doch!“ Schon als kleines Kind hatte diese Tochter vielbeschäftigter Eltern den Eindruck, sie sei nur eine Last und habe eigentlich kein Lebensrecht. Ihre Mutter, eine emanzipierte Frau, hatte ihr stolz berichtet, zweimal abgetrieben zu haben, bevor sie dann endlich geboren wurde. „So wie ich meine Mutter kennengelernt habe, brauchte sie halt ein Kind, um sich selbst zu bestätigen; ich hingegen wurde nicht um meiner selbst wegen geliebt“, sagte sie sich. Und deshalb trieben schwere Verunsicherungen sie zu immer größerer Leistung an und überforderten sie. Als der erhoffte Erfolg ausblieb, machte sich das depressive Lebensgefühl noch stärker bemerkbar: „Du bist nichts wert, dich mag doch keiner“. Bei solchem Empfinden, etwas Minderwertiges zu sein, kann auch Gott unmöglich mit allen Kräften des Gemüts geliebt werden. Man wird viel eher versuchen, ihn wie einen ungerechten Richter und wie einen bösen

¹ Frei nach C. G. Jung

Rächer auf Distanz zu halten oder durch besondere Werke umzustimmen. Weil dies aber sinnlos ist und gar nicht gelingen kann, sind Mechanismen der Selbstbestrafung oder Verneinung, wie der oben erwähnte Krebs, zumindest denkbar.

Es spricht manches dafür, daß in vielen – auch in kirchlich orientierten – Menschen etwas wirksam ist, was man die „katastrophische Erwartung“ (Perls) genannt hat. Kindliches Urvertrauen, auch das biblische „Wir wissen, daß Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt“ (Röm 8,28) wird dann von einem pessimistischen Urzweifel radikal in Frage gestellt: Ob das überhaupt stimmt, daß da ein guter Vater für uns sorgt, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt; und daß seine Liebe uns nicht als Belohnung für gute Werke geschenkt wird, sondern daß er jeden Menschen im voraus bejaht und liebt, weil nur auf diese Weise das Gute in ihm wachsen und Wurzeln fassen kann? All dies erscheint vielen nicht einmal glaubwürdig.

Oftmals meldet sich in der Tat sozusagen ein „innerer Saboteur“, zuweilen einfach als Fehlleistung, bei anderen eher als Gefühl der Sinnlosigkeit und des Pessimismus. Nicht wenigen scheint deshalb auch ihr Beruf keine Freude mehr zu machen, so daß sie unzufrieden sagen: „Mein Schreibtisch im Büro erdrückt mich geradezu; was ich hier tun muß in diesem langweiligen und öden Milieu, das ist doch wirklich nicht auszuhalten. Schau dir doch die Gesichter an. Den anderen geht es auch nicht anders“. Gewiß, wiederum andere leben unter ganz ähnlichen Umständen, unterliegen denselben Belastungen und sorgen trotzdem dafür, daß ihr erlöstes Aussehen nicht nur eine Fassade bleibt; denn ihr christlicher Glaube lehrt sie, daß die Liebe es sei, die wirklich Erlösung bringt. Aber wie wird man liebesfähig? Das ist doch die Frage, die sich immer wieder stellt.

Wie wird man zur Liebe fähig?

Und diese Frage verlangt eine Antwort: Wie kann man andere Menschen lieben, wenn man feststellt, wie sie wirklich sind, nämlich lieblos, egoistisch, treulos, und sich dabei Charaktermängel zeigen, die man zunächst keineswegs für möglich gehalten hätte? Viele leben doch nur noch gemeinsam, weil eine Scheidung zu teuer wird. Zwar sagen wir, Liebe sei eine Entscheidung. Aber wie die Schwierigkeiten überwinden, die jede Beziehung, auch die zwischen Mensch und Gott, geradezu unvermeidlich belasten können? Selbst engagierte Christen sagen zuweilen, daß sie von Gottes Liebe kaum etwas spüren würden. Wie kann man trotzdem selbstlos werden? Gibt es eine Möglichkeit, die Kraft der kirchlichen Sakramente durch alle Krisen hindurch aufzuzeigen, weil unser Leben letztlich Teilhabe am Mysterium der scheiternden Liebe Gottes selber ist? Gibt es so etwas wie Sinn im Unsinn und Erfolg im Scheitern? Ich möchte zumindest versuchen, eben dies zu glauben, und deshalb erzähle ich nun einfach eine Kurzgeschichte, ähnlich wie auch Jesus aus Nazareth immer wieder in „Gleichnissen“ redete. Diese Geschichte steht in einem Büchlein mit dem Titel „Der Glücksverkäufer“. Der Verfasser heißt R. Crottet.²

² Vgl. Robert Crottet, *Der Glücksverkäufer*. Stuttgart 1955, 126. Das Buch (Verlag Frentz und Wasmuth) ist leider vergriffen.

Darin ist von einem Brief die Rede, in dem jemand seinem Freund die schockierende Nachricht hinterläßt, daß er seine Frau und anschließend sich selber getötet habe. Nach Erhalt des Briefes fährt dieser Freund sofort zu ihm, um sich zu vergewissern. Zu seiner Überraschung trifft er jedoch Mann und Frau lebend an. Es war anscheinend überhaupt nichts geschehen. Eben dies aber wird daraufhin folgendermaßen erklärt:

„Alles, was ich geschrieben habe, ist wahr ... Ja, ich habe sie getötet, oder vielmehr haben wir uns beide getötet. Man muß bis auf den Grund hinabsinken, um wieder zur Oberfläche zu steigen. Man muß die Hölle gekannt haben, um das Paradies zu erkennen. Ja, ich habe alles an ihr getötet, was ich hatte besitzen wollen, ... ich habe in ihr meinen eigenen Dämon getötet. Man muß sterben, um zu leben ... Jetzt sind wir beide frei, frei uns zu lieben, zu leben, zu atmen“. Und um das Geheimnis dieser Verwandlung ehemals destruktiver Negation zu neuer Liebe ein wenig zu erhellen, heißt es weiter:

„Eines Tages geschah das Wunder. Ich hatte die Nachricht in den Briefkasten geworfen und war mir sicher, daß sie keine Lüge mehr sein würde, wenn du sie erhieltest. Ich konnte nicht mehr ... wollte meine Frau töten, während sie schlief, und hinterher mich selbst. Da zerbrach etwas in mir, mein Herz sprang auseinander wie eine überreife Frucht: ich glaubte, ich sei gestorben. Und ich lebte weiter. Aber es war nicht mehr mein Herz. Es war ein anderes, ein verborgenes, unbekanntes Herz, das ohne mein Zutun in mir lebte. Man kann diese Dinge nicht erklären. Man kann das Wunder nicht erklären. Aber das Seltsame war, daß mein Herz nicht mehr mir gehörte. Es war wie ein zerbrechlicher Vogel in den Händen eines anderen. Es war voller Liebe. Aber es war eine andere Liebe, die ihm von einem anderen kam. Das war nicht mehr die schwere, die erdennahe Liebe, die sich an dich geklammert hatte, Myria, verzweifelt in der ewigen Furcht, dich zu verlieren, zitternd vor Angst vor der schrecklichen Stille der Einsamkeit. Zum ersten Mal atmete ich auf. Die Schatten flohen vor einem unendlichen Licht. Jetzt sind wir zu Dritt“.

Das Wunder ist in uns

Mir scheint, daß diese Erzählung sehr viel mit unserem Leben zu tun hat. Denn die Frage, die wir uns stellten, lautete: Wie kann das Unglaubliche, das Göttliche, ja Gott selber als rettende Macht in unsere oftmals „katastrophischen Erwartungen“ eindringen? Zwar wird von Gott in dem Bericht nicht ausdrücklich gesprochen, seine Tendenz aber ist eindeutig: „Das Wunder ist in uns“. Es kann sich überraschend ereignen. Unsere Lebensgeschichten müssen keineswegs immer mit einer Katastrophe enden. Mag die Erfahrung unserer Zerbrechlichkeit auch stets neue Verzweiflungsakte hervorrufen, so daß wir Ertrinkenden gleichen, die sich vergeblich zu retten versuchen. In uns selber schlummern noch andere, tiefere Kräfte; denn auf „Hilflosigkeit und Schwäche ... und die ewigen Fragen der Menschheit ... gibt es auch eine ewige Antwort, sonst wäre der Mensch schon längst zugrunde gegangen“³ Sogar unsere schlimmsten Erfahrungen sind in sich selber oft mehr als nur

³ C. G. Jung, *Grundwerke*, Bd. II. Olten 1994, 94.

pessimistisch zu deutende „Fakten“, sie lassen im Licht des christlichen Glaubens zumindest Vorzeichen tieferer Erlösung erkennen.

So schien es zunächst nur eine Katastrophe zu sein, als mich ein schwerer Herzkollaps an die Leben-Tod-Grenze brachte. Ich fürchtete, in relativ jungen Jahren schon ein Wrack zu werden. Im Laufe der Zeit jedoch deutete ich diesen Zusammenbruch als meinen „Sturm auf dem See“, der mich radikaler auf Gott vertrauen ließ. Das Erlebnis, keine Luft zu kriegen, die Panik, es geht mit dir zu Ende, ließ zwar – ich erinnere mich gut- mein Bett schwanken wie eine Nußschale im Meer. Aber nach diesem Anfall von Angst und der Erfahrung des eigenen Nichts öffneten sich schließlich die Schleusen meiner Seele, die vermutlich mancherlei Aggressionen zurückgestaut hatten. Ich weinte lange und dann kehrte eine Ruhe ein, die ich vorher nie gekannt hatte. Katastrophische Erwartungen und pessimistisches Lebensgefühl verwandelten sich in wunderbare Gelassenheit, und die Krise wurde zur „Gnade meines Lebens“.

Und deshalb glaube ich, daß es durchaus eine Hoffnung auch für diejenigen gibt, die immer noch vom Gefühl der Sinnlosigkeit, von hartnäckigen Selbstmordphantasien oder von tiefsitzendem Haß geplagt werden. Dazu bedarf es gewiß nicht bloß kleiner Wunder. Denn zunächst sitze ich gleichsam mit in der Falle meines Gegenübers und habe in vielen Stunden des Gesprächs nur den Eindruck: keine Chance! Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Frau, die mir sagte: „Ich gleiche einer Gans, der man den Kopf abgehackt hat, die aber noch von Gott redet und deren Rumpf noch herumläuft; dennoch hasse ich die Kirche, weil sie die Menschen entmündigt. Und deshalb habe ich versucht, mein Problem therapeutisch zu lösen, aber auch das war vergeblich, denn es ist religiöser Natur“. Obwohl man in manchen Fällen gewiß den Rat geben sollte, sich einer Psychotherapie zu unterziehen, erschien mir schon die Tatsache, daß diese Frau ein pastorales Gespräch wünschte, wie ein kleines Wunder. Sie brauchte offenbar keine besondere Technik, die kurzfristig Erfolge versprach, sondern jemand, der von seinem Glauben überzeugt war; und nach langer Zeit möglichst absichtlosen Zuhörens erzähle ich ihr einfach die oben erwähnte Geschichte einer wunderbaren Verwandlung.

Auch wenn diese Frau sich selber für eine Gegnerin der Kirche hält und es in der Tat irgendwie ist, ihre unlösbaren Probleme rufen trotz allem nach einem „Löser“, und sie ahnt auf ihre Weise, daß es den ersehnten Erlöser letztlich doch gibt. Und ER, der die Tür zum Leben öffnet, bereitet „das Wunder in uns“ schon vor, wie es die Kurzgeschichte andeutet – selbst wenn wir aus irgendeiner Furcht oder Verbohrtheit heraus die Türen verschließen möchten (vgl. Joh 20,19). Von Gott her gesehen, sind die Erwartung des Negativen, die Verzweiflung und sogar der Kirchenhaß dieser Frau immer schon mehr als das, was an der Oberfläche aufscheint. Das Wunder der Umwandlung ist bereits in ihr präsent und am Werk, freilich noch verborgen wie ein Baum in seinem Samen oder wie der Gottessohn in den Generationen seiner unwürdigen Ahnen.

Narrative Theologie

Vielleicht könnte man das, was hier versucht wird, einfach „narrative Theologie“ nennen; denn hier wird keine Lehre verkündet, sondern nur ganz schlicht erzählt. Es wird also nicht in erster Linie gesagt, daß die christliche Ehe unauflöslich sei, daß sich darin Gottes unwiderrufliche Liebe und Treue ausspreche, daß in ihr kein Platz für Haß oder gar Mord sei, daß Ehescheidung Sünde wäre usw. Es werden nicht zuerst Forderungen aufgestellt, sondern es wird vor allem ermutigt. Und dafür gibt es viele Gründe. Denn nicht wenige Scheiternde erkennen die Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe durchaus als berechtigtes Ideal an. Aber sie geben zu verstehen: Wenn eine Liebe einmal gestorben ist, dann ist sie für immer tot. Die Tragödie ihrer Partnerschaft, ihr tatsächliches Scheitern, werde jedoch nicht als Unglück gesehen, sondern (vor allem im Kirchenrecht) nur als negatives Versagen, als etwas, was eigentlich nicht sein sollte. Viele Geschiedene wissen schmerzlich genug, daß das Dahinsiechen ihrer Liebe ihrem ursprünglichen Lebensentwurf nicht mehr entspricht. Aber „wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist“, dann helfen moralische Appelle allein gewiß nicht mehr weiter. Es gäbe zwar versöhnliche Erklärungen einiger weniger Bischöfe, die offizielle Gesamtkirche vertrete jedoch immer noch die Auffassung, daß es geschieden Wiederverheiratete eigentlich gar nicht geben dürfe. So sei es nicht weiter verwunderlich, wenn Ressentiments gegen die Kirche entstehen oder wenn Betroffene schließlich aus der Kirche auswandern, weil ihnen im Grunde doch nicht geholfen werde.

In unserer Kurzgeschichte wird vor allem das Wunder der Gnade Gottes gepriesen; denn sie wirkt auch dort, wo menschliche Liebe in Kälte und Haß, Gewalt und Zerstörung abzustürzen und zu versinken droht. Gibt es in einer Ehe zwischen Haß und Liebe nicht auch fließende Übergänge? Ist ein erhobener Moralfinger nicht meistens nur kontraproduktiv? Ist es nicht schon aussichtslos, einem ständigen Nörgler seine Unzufriedenheit mit dem Hinweis auszutreiben, das passe doch nicht zu einem Glauben an die Frohbotschaft? Er sitzt ganz einfach im Gefängnis seines Charakters und seiner katastrophischen Erwartungen, und er wird ohne weiteres neue Gründe finden, um zu beweisen, wie recht er mit seinem Pessimismus habe. Nein, die Umwandlung zerstörerisch-negativer Gefühle in positive Liebe und aktives Vertrauen entzieht sich letztlich jedem rationalen Erklären und Verstehen, aber auch dem Wollen. Man kann nur wie Jesus in Bildern und Gleichnissen darüber sprechen, wie es auch unsere Erzählung versucht. Sie redet von einem, menschlich gesehen, zweifellos aussichtslosen Fall von Zerrüttung, von Bosheit und Schuld, sozusagen von einem Stein auf dem Grab einer Liebe, den keiner wegwälzen kann, von wildentschlossener Verzweiflung, die als brieflich schon vollzogener Doppelmord anscheinend endgültig mitgeteilt wird. Und dennoch: die dämonischen Rachegefühle werden überraschend verwandelt. Der haßerfüllte Mann kann nur noch staunen. Er hat den Eindruck, er sei gestorben, sein Herz sei zersprungen wie eine überreife Frucht, er spricht von einem neuen Herzen, das nicht mehr ihm gehört und von einer nicht mehr erdschweren Liebe, die von allem Besitzenwollen des Partners frei geworden ist.

Der Rettungsanker

Eines aber sollte man dabei nicht übersehen. So sehr die Geschichte ein unbegreifliches Wunder erzählt, auch der Freund spielt darin eine wichtige Rolle. Er wurde in diesem Sturm gewissermaßen zum Rettungsanker. Es ist wichtig, daß wir uns einander mitteilen, und wenn eben möglich nicht nur brieflich, sondern in einem wirklichen Gespräch mit einem vertrauenswürdigen Freund, vielleicht sogar mit einem Beichtvater. Und zuweilen öffnen erst dessen eigene demütige Schuldbekennnisse einem Verschlissenen Mund und Herz.

Für mich ist zum Beispiel jener Ehemann unvergeßlich, der in einem Beratungsgespräch erst dann „nicht mehr um den Brei herumredete“, als ich ihm gestand, daß ich nur durch Gottes besondere Fügung keinen Menschen getötet habe. Denn als mich während des Krieges jemand unnötig schikanierte, das heißt so lange mit einer Gasmaske durch die Gegend scheuchte, bis ich nicht mehr konnte, da schoß mir unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf: „An der Front, da bringe ich dich um!“ Erst nach diesem Eingeständnis, daß auch meine Lebensgeschichte ihre dunklen Seiten hat, konnte der lange Zeit nur stumm vor mir sitzende Mann sich mitteilen. Und er erzählte, daß ihn geradezu psychotische Haßgefühle zu überschwemmen drohten, und deshalb traue er sich nicht einmal mehr, mit seiner Frau in Urlaub zu fahren, weil er durchzudrehen und sie umzubringen fürchte. – Inzwischen lebt er – es ist kaum zu glauben und doch wahr – wieder ohne Tötungsphantasien mit seiner Frau zusammen.

Ob nicht viele Christenmenschen, die durch Krisen hindurchgingen und von ihrem „Dämon“ befreit wurden, ganz ähnliche Wunder berichten könnten? Sie sollten ihr „Licht“, d. h. ihre Erfahrung des Rettenden nicht unter den Scheffel stellen, sondern ins Dunkel der Welt bringen. Oder sind solche Verwandlungs-Erfahrungen so selten daß man nur von ihnen träumen kann? Lassen sich verbitterte und verletzte Gemüter in den meisten Fällen nicht mehr „entsorgen“? Wie aber soll das geschehen, nachdem diesen Menschen so lange Zeit hindurch ein übertriebenes Schuldbewußtsein anerkannt wurde, so daß sie heute eher an einer Art „Unschuldswahn“ (J. B. Metz) leiden?

Die Neigung, sich von Gott, den Mitmenschen und der Welt ein fertiges Bild zu machen, trägt zumindest zu jenen Feindbildern und Aggressionen bei, die hier angedeutet wurden. Möge uns das Leben immer mehr dazu erziehen, uns selber loszulassen, nicht zuletzt auch das geschnittene Bild, das wir uns von der Kirche gemacht haben. Denn nur so werden wir tatsächlich offen für neue Erfahrungen, für das Anderssein der anderen und schließlich für – den ganz ANDEREN. Freilich geschieht solches Sterben des kleinen verunsicherten Ich nur, wenn uns ein neues Herz geschenkt wird, das sich fortwährend neu von IHM empfängt. Bewußtes und regelmäßiges Innehalten kann diese Umwandlung jedoch vorbereiten.

Sterben, um zu leben

So erinnern mich meine Rückenschmerzen, die ich oft am Morgen spüre, nicht nur an meine lädierte Bandscheibe, sondern an die eigenen Grenzen überhaupt: der „Macher“ in dir, der dich immer wieder in Hektik treiben läßt, muß endlich sterben. Dein „in Gedanken woanders sein“ erinnert dich an Peter Hebbels Wort: „Der ich bin, grüßt traurig den, der ich sein könnte“. Du bist immer noch unterwegs zu dir selbst. Gewissermaßen „sterben“ muß, was dich in der Routine des So-dahin-lebens gefangenhält und was dich verführt, sogar Wesentliches zu verdrängen, vor allem die Grundbotschaft unseres christlichen Glaubens, daß unser eigenes Tun uns nicht retten kann, so sehr wir auch an unserem Heil mitwirken müssen. In der Überschätzung des eigenen Wirkens gleichen wir nämlich, wie es D. Bonhoeffer ausdrückt, Gefangenen, die dies und jenes tun, letztlich Sinnloses, wenn nicht einer von außen kommt, der den Schlüssel (Mt 16,19) hat und eines Tages öffnet (Offb 3,20).

Wenn wieder einmal etwas schief geht, dann könnte der zu Beginn erwähnte „Saboteur“ uns gewiß einiges lehren, zum Beispiel: einen Fehler nicht unbedingt direkt zu bekämpfen, denn das würde doch nur dem Dämon des Negativen neue Macht geben. Zumindest wäre es hilfreicher, kurz innehaltend sich zu sagen: Du mußt den Schlüssel nicht jetzt sofort finden! Arbeite ruhig weiter! Du darfst dich auch ärgern, Gefühle sind zunächst weder gut noch schlecht. Aber entziehe ihnen die Dynamik des Negativen, nimm deine Schatten vielmehr an. Fehlerlosigkeit anstreben, das heißt doch deine Grenzen, ja dein Geschaffensein leugnen, und somit aus eigener Kraft wie Gott sein wollen. Vielmehr brauchst du Gelassenheit, damit ER, der alles in allem wirkt (1 Kor 12,6), dich tragen und führen kann. Laß dich zu selbstloser Liebe verwandeln. Werde durchlässig für Sein Gelingen durch alles Mißlingen und Scheitern hindurch, für den wahren „Löser“ aller scheinbar unlösbaren Situationen.

Zwar spüre ich immer noch den Zweifler in mir: Tu doch nicht so, als könnte dein kleiner Glaube deine katastrophischen Erwartungen wirklich „umdrehen“. Das ist nur fromme Tünche! In der Tat, mein Glaube hebt meine Widersprüche nicht eigentlich auf. Ich mag mir immer wieder sagen: Du mußt den Schlüssel, den du verlegt hast, jetzt gar nicht finden! ER ist der Schlüssel schlechthin, der alle Verslossenheit öffnet. ER hat einen anderen Code, denn er verkündet: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege“ (Jes 55,8).

Aber ist es nicht wunderbar? Ich hörte auf zu suchen, arbeitete weiter und stellte fest: „Da ist er ja, der Schlüssel!“ Gerade im Aufgeben und sich Ergeben – was so aussieht wie Flucht – gelingt das Leben und wird Erlöstheit erfahren. Ich stimme damit kein triumphalistisches „Gloria in excelsis Deo“ an, sondern nur ein ganz alltägliches „Gloria de profundis Deo“ (das heißt aus der erfahrenen Misère jubelt seine grandéur). Und doch ist das Wunder schon in uns ...

Franz Schumann, München